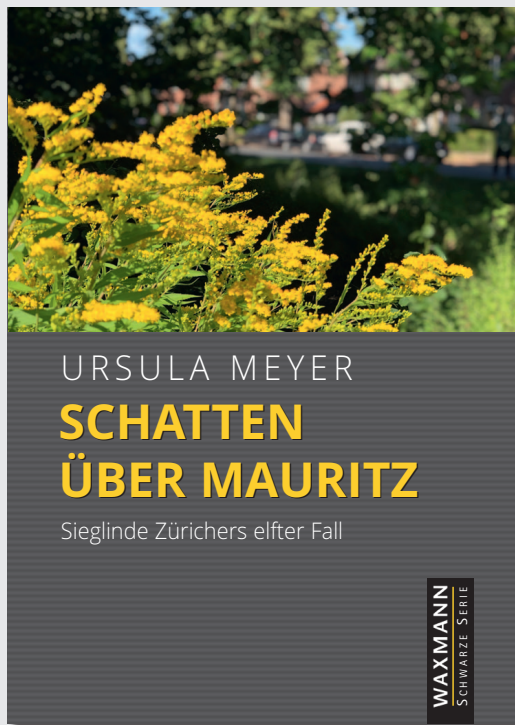


Ursula Meyer

Schatten über Mauritz
Sieglinde Zürichers elfter Fall

Waxmann Schwarze Serie, 2022,
336 Seiten, br., 16,90 €,
ISBN 978-3-8309-4613-7
E-Book: 15,99 €,
ISBN 978-3-8309-9613-2



© Waxmann Verlag GmbH, 2022



WAXMANN

Steinfurter Str. 555
48159 Münster
Germany

Fon +49 (0) 2 51 – 2 65 04-0
Fax +49 (0) 2 51 – 2 65 04-26

info@waxmann.com
www.waxmann.com

Weitere Informationen
zum Buch [hier](#).

Prolog

Samstag, 31. August

Lennart setzte die schwere Reisetasche ab, schob den prall gestopften Rucksack zurecht und schnaufte. Die Blase auf seiner rechten Handinnenfläche brannte, er polsterte die schmerzende Stelle mit einem Taschentuch bevor er das letzte Wegstück in Angriff nahm. Sehr weit konnte es nicht mehr sein.

Die Dechaneischanze mit ihrem imposanten Baumbestand badete im warmen Abendlicht. Die Sonne spiegelte sich in dem Bach, der die langgestreckte Grünfläche in einer sanften Schleife durchzog. Vom Ententeich, der einen Hügel mit hoher Linde umschloss, drang Quaken. Eine vertraute Kulisse aus Kindertagen. Trotzdem erinnerte Lennart sich nicht auf Anhieb, welches der Backsteinhäuser seiner Großmutter gehörte. Er war eine Haltestelle zu weit gefahren und hatte ein wenig die Orientierung verloren. Erst als er den japanischen Schlitzahorn entdeckte, den sein Großvater ein halbes Jahr vor seinem Tod im Vorgarten gepflanzt hatte, fand er sich wieder zurecht. Er sah den stets gutmütigen alten Mann vor sich: das weiße, kurz rasierte Haar, die fein geäderten Wangen, die tief liegenden blauen Augen. „Komm, wir gehen Enten füttern“, hatte er oft gesagt und nach der Papiertüte mit den Kuchenresten gegriffen. Dann waren sie hinüber zum Teich gegangen. Sobald sich der kleine Junge und der alte Mann näherten, schipperten die bunt-schillernden Wasservögel aufgeregt ans Ufer, andere kamen über die Böschung heraufgewatschelt und schnappten gierig nach den süßen Brocken. Doch einmal hatte sich ein heimtückischer Erpel von hinten herangeschlichen und Lenny in die Wade gebissen. An den scharfen Schmerz erinnerte er sich noch jetzt, an sein Gebrüll, das das ganze Treppenhaus erfüllte, und das mulmige Gefühl, das ihn danach jedes Mal beschlich, wenn Opa Heinrich zu seinem regelmäßigen Rundweg aufbrach, und er ihn begleiten musste, damit Oma Sibylle ungestört Mittagsschlaf halten konnte.

In diesem Augenblick drang Geschnatter an Lennarts Ohr, heller als das nasale Quaken der Enten. Drei Mädchen, hübsch und blond, waren vom unteren Ende der Schanze herangeschleudert und machten sich jetzt munter schwatzend daran, ihre Decken zu entfalten und Tablets und Wasserflaschen auszupacken. Falls dies ihr Stamm-

platz war, überlegte Lenny, würde er sie demnächst ansprechen. Es war erst Ende August und die Aussicht auf ein paar schöne Abende selbst im regnerischen Münsterland nicht ganz unrealistisch. Er sah auf die Uhr: höchste Zeit, das Reisegepäck in die Wohnung zu bringen, im Supermarkt auf der Warendorfer Straße ein paar Sachen fürs Wochenende zu besorgen und sich einzurichten. Er spürte nicht nur nagenden Hunger, auch seine Blase drückte. Wie immer an Samstagnachmittagen waren im Regionalzug, der ihn quer durchs Ruhrgebiet hergebracht hatte, sämtliche Toiletten gesperrt gewesen, angeblich wegen der Fußballhooligans. Vor dem Bahnhofsklo hatte es lange Schlangen gegeben. Sogar bei den Männern!

An der Eingangstür zerrte er den Hausschlüssel aus der Tasche und schloss auf. Im Treppenhaus war es still. Im Parterre wohnte ein pensioniertes Schwesternpaar, dessen ältere Hälfte keine rechte Bodenhaftung mehr besaß, das behauptete jedenfalls Lennarts Großmutter. Eine Katzenspiritistin. Die jüngere Schwester sei ihr treu ergeben, mache quasi den passenden Buckel dazu. Angeblich parkte regelmäßig ein Funkwagen vor der Haustür, der Neuigkeiten über die Nachbarschaft an die beiden alten Schachteln aussandte. Und nachts sei Ächzen und Stöhnen zu hören. Lennart grinste. Dagegen würde er sich mit seinen Reglern zu wehren wissen. Mal sehen, wer länger durchhielt, diese Funkwagentanten oder seine Lieblingsband. Die pensionierte Bibliothekarin vom Dachgeschoss, der diese Nachbarschaft auch nicht geheuer war, wanderte Abend für Abend zu ihrer Tochter aus.

„Von einem der auszog, das Fürchten zu lernen“, feixte er, während er die Stufen in den ersten Stock nahm. Würde er demnächst Zeuge von Séancen werden, vielleicht sogar von Exorzismen? Noch immer grinsend schloss er die Wohnungstür auf und trat ein. Der Schlüssel hatte zunächst geklemmt, doch da er lange nicht benutzt worden war, machte er sich keine Gedanken darüber. Drinnen empfingen ihn muffige Luft und Dämmerlicht, das durch die offene Küchentür in den Flur fiel. Er stellte sein Gepäck ab, um schnell die Toilette aufzusuchen und sich anschließend das „Frühstückszimmer“ vorzunehmen. Es lag genau gegenüber dem Eingang und war ihm von seiner Großmutter zum Schlafen und Arbeiten zugeteilt worden. Der etwa sechzehn Quadratmeter große Raum enthielt eine Pritsche, die Lennart für seine beachtliche Körpergröße zu kurz erschien, so dass er einen Stuhl ans Fußende stellen

würde. Außerdem gab es einen Schrank, ein verstaubtes Bücherregal mit Kochbüchern und jene Essecke mit Tisch und Sitzbank, die dem Raum seinen Namen gab. Die Glastür vor Kopf führte auf einen kleinen, verwahrlosten Balkon. Lennart warf einen Blick in den Schrank, wo früher das Geschirr gestanden hatte. Er war leer, bot einiges an Stauraum und würde seinen Ansprüchen genügen. Nur die drei Bilder mit Beispielen naiver Malerei an der Wand störten ihn gewaltig. Die würde er herunternehmen und durch Plakate seiner Lieblingsband ersetzen.

Eine halbe Stunde später war er vom Einkauf zurück, lud den Inhalt von zwei Papiertüten auf den Küchentresen und stellte den Kühlschrank an. Die Mädels auf der Dechaneischanze hatten noch auf ihren Decken gelegen, jetzt jedoch stumm wie Heringe, wahrscheinlich weil sie für irgendetwas extrem Wichtiges lernten.

Er musste nicht lange suchen, um eine geeignete Pfanne zu finden. Er gab etwas Butter hinein, und während das Fett heiß wurde, klappte er seinen Laptop auf, drehte die Regler hoch und lud seine aktuelle Lieblingsmusik herunter: Uriah Heep: Living the dream. Er grinste bei der Vorstellung, die Mieterinnen unter ihm würden auf das Wummern der Bässe mit dem klassischen Besenstiel an die Decke antworten. Auch gut! Dann wüsste er wenigstens, ob jemand zu Hause war. Diese Friedhofsstille nervte tierisch. Über diesen Gedanken hatte er die Kartoffeln gewaschen, gewürfelt und in die erhitzte Butter geschüttet. Bis sie Farbe angenommen hatten, konnte er im Schlafzimmer seiner Großmutter nachsehen, ob alles komplett war. Vor allem die Vollständigkeit von Schmuck und Pelzen im Kleiderschrank hatte sie ihm mit so viel Nachdruck ans Herz gelegt, dass es ihn wunderte. Falls sie wertvollen Schmuck besaß, hatte sie den doch bestimmt mitgenommen, als sie vor drei Jahren zu seinen Eltern nach Köln zog. Und so vermutete er in der großen Schublade im Sockel des Kleiderschranks jede Menge Kästchen und Pappschachteln mit Klunker, der allenfalls nur sentimentalen Wert besaß. Keine organisierte Bande klaute so etwas. Er entdeckte den Schlüssel zu den Schranktüren wie angekündigt in einem der dick wattierten Topfhandschuhe, die an der Innenseite der Küchentür aufgereiht hingen. Im Schlafzimmer herrschte der Mief von Mottenkugeln, Lavendel und abgestandenem 4711. An der rechten Wand stand mittig das Doppelbett der Großeltern mit seinem tabernakelartigen Kopfteil und den beiden Nachttischen rechts und

links. Auch der Überwurf aus nachtblauem Samt war noch da. Als kleiner Junge hatte Lennart sich seine Großeltern in ihrem Bett immer wie auf einem Sarkophag liegend vorgestellt. Ein Herrscherpaar aus Marmor mit zum Beten erhobenen Händen und blicklosen Augen.

Die linke Wand nahm fast in der gesamten Raumentiefe der Kleiderschrank ein. Nach und nach öffnete Lennart die drei Schranktüren. Das linke Drittel war mit Böden ausgelegt, auf denen sich zuoberst Laken und Bettbezüge, in der Mitte geblümete Nachthemden und Pullover in dunklen Farben stapelten, während auf dem untersten Boden zwei Paar feste Schuhe aufgereiht waren. Der restliche Schrank war zum Hängen eingerichtet und präsentierte altersgerechten Kleiderkram. Nur Pelzjacken waren nicht darunter, und die drei leeren Kleiderbügel verhießen nichts Gutes. Hatte jemand die Pelze geklaut oder hingen sie vielleicht doch im Haus seiner Eltern? Ein scharfes Brutzeln trieb ihn wieder nach nebenan, zu seiner Pfanne. Pelze hin, Pelze her, sein Magen reagierte auf den würzigen Geruch wie ein wildes Tier. Lennart wendete die Kartoffelstückchen, drehte das Gas herunter und klopfte zwei Eier auf. Wieder zurück im Schlafzimmer, machte er sich daran, die schwere Schublade im Sockel des Kleiderschranks aufzuziehen. Sie war so breit, dass er seine Arme voll ausstrecken musste, um die beiden verschnörkelten Messinggriffe zu erreichen. Die Lade blockierte. Er schüttelte und zerrte, und natürlich begann seine Brandblase auf der Handinnenfläche wieder zu schmerzen. Während er sich grimmig die Unmengen an Schachteln und Kistchen mit Omas Jahrmarkttrödel vorstellte, kamen tatsächlich mit jedem Ruck immer mehr Blechdöschen und Schatullen ans Tageslicht. Eine schwarze Handtasche hatte sich verkeilt, darunter lagen weitere schlaffe Lederbeutel, wollene Schals und ein paar fusselige Halstücher. Lennart zog alles heraus und breitete es auf dem Boden aus. Er besah sich das Sammelsurium und kam zu dem Ergebnis, dass aus einer so voll gepackten Schublade nichts gestohlen sein konnte.

Dass die Pelze fehlten, war ein anderes Kapitel.

Er düste wieder zum Gasherd und stellte ihn ab. Die Kartoffelwürfel hatten bereits schwarze Ränder bekommen, die Spiegeleier einen krustigen Saum. Schnell stülpte er einen Teller über die Pfanne, damit das Essen nicht kalt wurde. Dann reduzierte er die Lautstärke der Musik, bevor er sein Handy von der Arbeitsplatte nahm.

Die fehlenden Pelze ließen ihm keine Ruhe. Seine Großmutter war sofort am Apparat. Als hätte sie auf seinen Anruf gewartet.

„Dein Schmuck ist komplett, Oma!“

„Hast du ihn etwa schon durchgesehen?“

„Omi! Die Schublade war total verklemmt. So was lassen Einbrecher sofort links liegen. Die praktizieren den geringsten Widerstand.“

„Dann is‘ ja gut“, sagte sie. „Sonst alles in Ordnung?“

Nein, war es nicht. Es hatte keinen Zweck, er musste von den leeren Kleiderbügeln berichten. Sie schluckte hörbar. „Aber wohin können die Jacken denn abgekommen sein?“ Einen zweiten Kleiderschrank gab es in der Wohnung nicht, und ins Haus in Köln hatte sie sie garantiert nicht mitgenommen. „Erinnere dich, Lenny. Kurz nach dem Einzug bei deinen Eltern hatte ich auf unserem Ausflug zum Drachenfels doch diesen bösen Sturz. Oberschenkelhals. Sechs Wochen Orthopädische und Reha. Danach brauchte ich die Pelze aus Münster nicht mehr! Sonst hätte ich sie doch nachhollen lassen.“

„Könnten sie in einem Koffer im Keller sein?“

„Ganz bestimmt nicht!“ Sie klang weinerlich, kein Zweifel, es wäre ein herber Verlust. Prompt kam Lenny ein böser Verdacht. Wenn noch jemand einen Wohnungsschlüssel besaß oder ihn hatte nachmachen lassen, um die Pelze zu stehlen? Eben weil seine Großmutter sie nicht mehr brauchte? Aber diese Möglichkeit behielt er erst einmal für sich.

„Mein Essen wird kalt, Oma, und ich habe einen Mordshunger. Aber sobald ich damit fertig bin, suche ich weiter.“ Er aß direkt aus der Pfanne und mit noch größerem Appetit, nachdem er einen ziemlich verkrusteten, aber noch zu einem Drittel gefüllten Salzstreuer gefunden hatte. Er stellte die benutzten Sachen ins Spülbecken und begann durch die Wohnung zu streichen, immer die Frage vor Augen, wie man Pelzjacken unsichtbar machen konnte. An einen Einbruch glaubte er nicht mehr. Zumindest die schwülstig gerahmten Bilder an den Wänden – Blumenstillleben, ein Frauenporträt und ein sogenanntes Seestück – hätten die Banditen ebenfalls mitgehen lassen. Nachdem er den passenden Schlüssel aus einem weiteren Topfhandschuh gezogen hatte, warf er einen Blick in den großen Ebenholzschränk im „Gartenzimmer“ und fand dort goldgerändertes Porzellan, Silberbesteck und Romane mit kitschigen Co-

vern. Sekundenlang blieb sein Blick auch an einem Männerporträt über dem Sofa hängen. Ein reicher Kaufmann in Renaissance-Outfit mit Edelsteinring am Ringfinger, einer Nelke in der rechten Hand, einer schweren Silberkette mit Kreuz und Glöckchen und einem klobigen Pelzhut. Über sein Bett würde er diesen lüstern blickenden, alten Sack nicht unbedingt hängen, da konnte das Bild noch so wertvoll sein. Er ging noch einmal zurück, nahm es herunter und sah auf die Rückseite: „Mann mit Biberfellhut von Jan van Eyck“. Ein Kunstdruck also, kein Familienerbstück. Dafür sprach auch der Rahmen aus schlichtem Sperrholz. Aber irgendwie fühlte Lenny sich erleichtert, dass das Bild nicht viel wert sein konnte. Es genügte, dass die Pelze abhandengekommen waren.

Er kramte in dem straßenseitigen Zimmer das Sideboard unter dem Fernsehapparat durch. Es handelte sich um ein Röhrengerät, das noch funktionierte. Doch schon bald verließ er den ungemütlichen Raum mit seinem zerschlissenen Ohrensessel samt Fußbänkchen und den Plastikpflanzen auf der Fensterbank und sah sich ratlos in der Diele um. Bis die alte Truhe, über die er beim Betreten der Wohnung seinen Parka geworfen hatte, plötzlich Augen zu haben schien. Sie zog ihn an, irritierte ihn, forderte ihn heraus. War das Vorhängeschloss an der großen Eisenschnalle, das bisher durch seine Jacke verdeckt gewesen war, nicht der beste Beweis, dass sie etwas Kostbares versteckt hielt? Hatte Oma die Pelze dort untergebracht, wo sie nicht nur vor Langfingern, sondern auch vor Motten sicher waren? Vielleicht hatte sie dieses Versteck vergessen. Doch es war zwecklos, sie noch einmal anzurufen. Im Gegensatz zu der Mehrheit der alten Menschen schlief sie, einmal unter die Bettdecke gekrochen, wie ein Bär in seiner Winterhöhle. Und so verging eine geschlagene Stunde, bis Lenny schließlich den Schlüssel zu dem Vorhängeschloss gefunden hatte. Diesmal war das Versteck pikanter: ein offenbar lange nicht mehr benutzter Nachttopf im rechten der beiden Tischchen neben dem Ehebett. Sofort durchfuhr ihn der Gedanke, dass seine „etepetete“ Großmutter den Truhenschlüssel niemals an einem so peinlichen Ort untergebracht hätte. War es denkbar, dass sich eine fremde Person einen makabren Scherz erlaubt hatte? Doch warum hatte sich überhaupt jemand für die Truhe interessiert?

Erst jetzt entdeckte er auch die alte, schwarze Standuhr in der dunklen Ecke daneben. Die Funzel unter der Decke reflektierte sich

nur schwach in dem Pendel und den beiden Gewichten. Winzige Lichtpunkte, die er bisher übersehen hatte. Das Pendel war um kurz vor zwölf stehen geblieben. Garantiert zur Geisterstunde. Unbedingt musste er am nächsten Wochenende einen Uhrmacher auffindig machen, der es wieder in Bewegung setzen konnte. Der sonore Big-Ben-Glockenton, an den er sich von früheren Besuchen erinnerte, würde der Friedhofsstille eine weitere Grabesnote hinzufügen. Bing-bong-beng-bang.

Lenny war inzwischen so müde geworden, dass ihm fast die Augen zufielen, während er an dem Vorhängeschloss hantierte. Doch als er dann die Truhe von der Wand zog, um den schweren Deckel zu heben, entschädigte ihn der Anblick für die leidige Sucherei. Da lagen sie, die Fummel, die man heute kaum mehr tragen konnte, ohne von Tierschützern in Diskussionen verwickelt und schlimmstenfalls angesprüht zu werden. Er nahm sie heraus, und als er den goldbraunen Fuchskragen auf der schwarzen Persianerjacke entdeckte, fühlte er wieder jenen Grusel, den ihm in Kindertagen die glänzenden Knopfaugen des toten Tieres eingejagt hatten. Auf hartnäckiges Fragen hin hatte seine Großmutter ihm das Einschussloch in der Herzgegend gezeigt, und ihm war der Gedanke gekommen, das Fuchслеin hätte in dem Glauben, es würde fotografiert, freundlich in die Lunte gelächelt. Seine Großmutter plagten solche Zweifel nicht. Bei starkem Frost hatte sie seine Vorderpfötchen unter ihrem Kinn verknotet, so dass es aussah, als faltete das Tier die Hände, um für seinen Mörder zu beten.

Die drei Pelze lagen jetzt verstreut auf dem Boden, die Truhe war bis auf das unterste Drittel leer. Den Rest verdeckte ein stockfleckiges Bettlaken, wie Lennart es aus dem Wäscheschrank seiner Mutter kannte. Er beugte sich über den Truhenrand und zog das Tuch heraus. Darunter lagen alte Schuhkartons, drinnen eselsohrige Reiseprospekte, Landkarten und Stadtpläne. Ahnungslos hob er auch den Deckel der letzten Schachtel und begriff zunächst nicht, was er da vor sich hatte. Bis sein Gehirn reagierte wie unter einem Keulenhieb, der Adrenalinschock einsetzte und ihn zurückweichen ließ. Er stolperte rücklings gegen die Wohnungstür, spürte einen Schmerz, als würde sein Hinterkopf zerschmettert, dann herrschte Dunkelheit.

Doch die Ohnmacht hatte ihn nur kurz gestreift. Der Gedanke „Nichts wie weg hier!“ brachte ihn schnell wieder auf die Beine.

Wie durch einen Nebel wankte er durchs Treppenhaus auf die Straße und rief die 110 an. Eine sonore Männerstimme riet ihm, ruhig zu bleiben, eine Streife werde vorbeikommen. Aber wenn er sich das, was er da oben gesehen hatte, nur einbildete? Wenn diese merkwürdige Sammlung aus Gießharz-Blöcken gar nicht existierte? Oder wenn es einen einfachen Grund für ihre Existenz gab? Weil jemand verschiedene Konservierungsmethoden erprobt und die Proben als Briefbeschwerer gegossen hatte? Doch warum dann ausgerechnet diese drei Objekte? Es schüttelte ihn wieder, als er daran dachte.

Sein Puls klopfte bis in die Kehle, in seinem Kopf hämmerte es, während er auf den versprochenen Streifenwagen wartete. An den spießigen Vorhängen im Erdgeschoss des Hauses rührte sich nichts. Er überlegte gerade, ob es Sinn machte, im Dachgeschoss zu schellen, obwohl auch dort kein Licht brannte, da bog von der Propsteistraße ein blau-silberner Ford um die Kurve und tuckerte im Schrittempo auf ihn zu. Lenny ruderte mit beiden Armen. Ja, sahen diese hirngeschädigten Bullen ihn denn nicht? Jetzt stand er schon geschlagene zwanzig Minuten am Bordstein und bibberte am ganzen Körper. Was nicht an der spätsommerlichen Kühle lag, sondern an den Bildern, die sich in seine Netzhaut eingebrannt hatten.

Bei den Polizisten handelte es sich um zwei junge Burschen, kaum älter als Lennart. Sie zerrten nervös ihre Holster zurecht und sahen beunruhigt an der Hausfassade hoch. Erst in diesem Moment wurde Lennart bewusst, dass die in Harz eingeschlossenen Teile, die er in der Truhe gefunden hatte, von einem Kind stammen mussten. Vielleicht von mehreren Kindern. Waren sie Opfer einer tödlichen Krankheit geworden? Unfallopfer? Mordopfer? Diese Fragen setzten ihm dermaßen zu, dass er seine Schlüssel stumm an die Streife weiterreichte, auf den Bordstein sackte und sich gründlich auskotzte.

Die beiden Polizisten kamen zehn Minuten später zurück, der eine grün, der andere weiß im Gesicht. „Echt krass, Herr Berghoff! Kennen Sie jemanden, bei dem Sie die Nacht verbringen können? Denn da oben dürfen Sie nicht mehr rein. Wir holen die Kollegen von der Kriminaltechnik. Hoffentlich haben Sie nicht zu viel herumgetrampelt.“

Er sah auf die Uhr, griff zum Handy und rief seinen Freund an. Hartmut Krabbe hatte ihm die Praktikumsstelle im „Elisabeth-

Heim“ vermittelt, die er am Montagmorgen antreten sollte. Hartmut arbeitete selbst dort und bewohnte eine möblierte Bude am Prozessionsweg. In Begleitung eines der Polizisten holte Lennart seinen Rucksack aus der Wohnung. Anschließend setzten sie ihn an Hartmuts Adresse ab und bestellten ihn für den nächsten Morgen ins Präsidium. Erst als Lenny ausstieg, wurde ihm bewusst, wie still es im Haus seiner Oma geblieben war. Trotz des Stiefelgepolters der Polizisten und ihrer lauten Stimmen.

Kapitel 1

Montag, 2. September, vormittags

Der Dauerdienst hatte gleich am Sonntag die Aussage von Lennart Berghoff aufgenommen und das Gesprächsprotokoll und die ersten Ergebnisse der Spurensicherung am frühen Abend weitergeleitet. Ich rief Sven Bultenhaupt an. Als Erster Hauptkommissar war er mein Gegenstück im Kriminalkommissariat 12. Während ich seit zwanzig Jahren im KK11 in Todesfällen ermittelte, war seine Abteilung unter anderem für vermisste Minderjährige zuständig.

„Es gibt drei verschiedene Objekte, die auf ein totes oder verstümmeltes Kind hindeuten, womöglich auch auf mehrere Kinder. Jeweils konserviert in einem Gießharzquader, etwa acht mal zehn Zentimeter, und fünf Zentimeter hoch, gefunden in einer Wohnung in Münster-Mauritz, die offensichtlich drei Jahre lang nicht mehr benutzt wurde. Gestern Abend ist der Enkel der Hausbesitzerin dort eingezogen. Er hat die Quader gleich nach seiner Ankunft entdeckt.“ Als ich Sven deren Inhalt beschrieb, zog er scharf die Luft ein.

„Kannst du noch heute Abend klären, ob da in euren Vermisstenakten etwas passt? Ein kleines Kind, das vor spätestens drei Jahren verschwand? Mir geistert etwas im Hinterkopf herum, aber du hast die Fakten sicher schneller zur Hand.“

„Ich kümmerge mich drum“, hatte er gebrummt, und ich wusste, am Montagmorgen würde ich die Unterlagen, falls es welche gab, auf meinem Tisch finden. Bultenhaupt war mit Leib und Seele Kriminalbeamter, angeblich übernachtete er manchmal im Büro. Allerdings nicht nur, weil er sich nicht von seinen Akten trennen konnte. Der Grund für diesen wenig bequemen Schlafmodus lag auch